

Der Beste Freund.

Roman

von Ludwig Habicht.

„Ich weiß, Sie haben ihn verhaftet.“ fuhr Martha mit einer Stimme fort, der Festigkeit zu geben sie sich vergebens bemühte, „die Aussage meines armen Onkels zeugt gegen ihn, dennoch ist er unschuldig, so unschuldig wie ich selbst, ich schwöre es Ihnen.“

„Meine verehrte Mademoiselle,“ sagte der Gerichtsrath, auf den die Zuversicht des jungen Mädchens nicht ganz ohne Eindruck blieb, „schweren Sie nicht, ich bin ehe der Erbende den Namen Westmühl nannte, war die Schuld des unglücklichen jungen Mannes erwiesen.“

„Durch die Darstellung des Barons Seldeberg!“ rief Martha aufstehend, „o, glauben Sie dem nicht, er ist Kurts Feind, er ist —“

Sie schlug die Augen nieder vor dem forschenden Blicke, der sie aus den staßgrauen Augen des Beamten traf, da sie nicht weiter sprach, entgegnete er: „Die Untersuchung wird ergeben, eine Feindschaft zwischen dem Doktor Westmühl und dem Baron Seldeberg bestanden hat, ich kann Ihnen versichern, daß der letztere keine Vermuthung ausgesprochen hat, die sich nicht von selbst auflösung findet und durch jede Aussage verstärt wird. Im übrigen darf ich Sie, ohne mich einer Belegung meiner Amtspflicht schuldig zu machen, von zwei Umständen in Kenntniß setzen, welche den Doktor Westmühl überführen.“ Er erzählte die Aussage des Arbeiters, der den Mann im blauen Rocke mit der Watronenmütze hatte aus der kleinen Worte kennen sehen und die Auffindung der blutbesetzten Kleidungsstücke im Schranke des Arztes. Eugenie brach in ein heftiges Weinen aus und verhielte das Gesicht mit dem Taschentuche, Martha war bei der Erwähnung der kleinen Thür heftig zusammengefahren, sie wehrte der Gerichtsrath sprach, desto widerger war sie. Endlich erklärte sie mit fester Stimme: „Wenn die ganze Welt Kurt Westmühl beschuldigt, wenn mir noch weit stärkere Beweise gegen ihn gebracht würden, ich bleibe doch dabei, er ist unschuldig, bis ich das Gegentheil aus seinem Munde höre, und selbst dann würde ich noch glauben, die weltliche Tortur, der man ihm unterworfen, habe keine Sinne verwirrt.“

„Diese Zuversicht macht Ihrem Herzen alle Ehre, wie wollen Sie aber die sich gegen den Doktor Westmühl häufenden Verdachtsgründe nur im entsehrten widerlegen?“

„Ich werde sie auflären, muß sie auflären!“ rief Martha feierlich, „es soll das Aufgabes meines Lebens sein; wir sind das Opfer eines böslichen Komplotts geworden!“

„Martha, liebe Schwester, was sprichst du da!“ rief Eugenie erschrocken, aber Martha entgegnete mit Entschiedenheit: „Ich weiß, was ich spreche, werde mich jedoch hüten, jemand zu beschuldigen, ohne daß ich irgend einen Fall dafür habe. Ich werde ihn jedoch finden, ich werden ihn finden!“

Sie wandte sich dann wieder zu dem Gerichtsrath, die Schüchternheit des jungen Mädchens hatte den letzten Kampf gelöst gegen die Entschlossenheit des Weibes, das eintritt für den Geliebten und sich stolz und offen zu seiner Liebe bekennt. Ihre Gestalt schien zu wachsen, es war etwas Hohentheilvolles in ihrer Erscheinung, als sie sagte: „Ich bin Kurt Westmühls Verlobte.“

„Schwester, Schwester, gedente des Onkels!“ warnte Eugenie.

„Ich gedente seiner und weiß, ich spreche in seinem Sinne, sein bester Geist schaut jetzt die Dinge im wahren Lichte, und weiß, wo die Ehre und wo die Unschuld liegt,“ erwiderte Martha schwermüthig.

Für den Gerichtsrath führte die Wendung, welche die Unterredung nahm, zu weit von seinem eigentlichen Ziele ab, er war beobacht, sie wieder in die Bahnen eines ordentlichen Verkehrs zu lenken, und sagte daher in geschäftsmäßigem Tone: „Wollen Sie mit Ihrer Erklärung das Recht für sich in An-

den Beamten, den Städten und erwarb Unmässen liegender Gründe. Der Haß des Volkes war gegen ihn unerschütterlich, denn jeder Ausdruck der Unzufriedenheit wurde dröhnend geahndet. Die Verhältnisse änderten sich, als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg. Der neue Herrscher ließ dem allgemeinen Mitleid bald nach seinem Regierungsantritte alle Vollmachten abändern und verlegte im März 1641 Schwabensbergs Verbotung. Schon vorher hatte sich der Minister und sein Name Janine Bräberstraße 1 heimlich nach Emden geschickt, dessen Kommandanten Moritz v. Ruchow nebst Belohnung er zum Treueid an den kaiserlichen Kaiser verlangt hatte, wie er ähnlich alle Festungen der Mark tatsächlich dem Kaiser in die Hände spielte. Im Februar 1641 erhielt Schwabensberg einen Brief aus Regensburg, der ihn warnte. Er verbrannte eine große Menge Papiere, da der Kaiser eine Unterdrückung seiner Amtsführung angeordnet hatte. Er ehe es indeßen zu verbleiben kam, nach Schwabensberg am 24. März 1641 am Verhängnis. Im März ging das Gerücht, das sich lange erhalten hat, der junge Kaiser habe den Premier in Emden durch Fort bei Badelstätt entbunden lassen. Friedrich der Große ließ zu wiederholten malen die Gruft öffnen und die Leiche unteruchen, wobei sich ergab, daß jenes Gerücht unbegründet war.

* **Verdi's Geheimniß.** Am Mittwoch v. M. lud Verdi die gelehrte Familie Ricordi sammt der verheirateten Tochter und Ricordi's Schwiegermutter zu einem Diner im „Hotel Wilson“ zu Mailand ein. Wir erwähnen obige Details, um zu zeigen, welche freundschaftlichen intimen Charaktere Verdis Mittheilungen hatte, das Verdi seinem alten Freunde Ricordi zu Ehren gab. Ricordi Witte (welcher in den enghen Beziehungen zu dem Maestro steht) war auch zugegen. Verdi war während des ganzen Abends in allerhöchster Laune; ja er schien völlig versunken, entwickelte einen ganz ungewöhnlichen Humor, sprach mehr als sonst und machte auf seine Umgebung den Eindruck eines Menschen, welcher sich überaus glücklich fühlt. Hier ist zu bemerken, daß Giulio Ricordi auch nicht die Ahnung hatte, daß Verdi eine neue Oper sich fertig gefügt habe. Das Geheimniß war von den wenigen Mitwissenden streng gehahrt worden und um Giulio Ricordi ganz und gar treu zu führen, brauchte Verdi die Kunst, das Plotzgeräusch, welches er seit einer langen Reihe von Jahren zu jeder Oper von Ricordi gefordert bekam, von einer unsichtbaren Stimme befragen zu lassen. Wie groß war nun Ricordi's und der übrigen Verblüfftheit, als Ricordi Witte beim Diner das mit Compagner geübte Glas erhob und auf das Wohl des „Dichonantes“ trank. „Das Dichonantes?“ Wer sollte darunter verstanden sein? Einer hat den anderen an und wußte nicht, welches Gerücht machen. Verdi brachte hierauf einen Toast auf die Dichtung des Dichonantes aus, und als er und Verdi sich genugsam geredet hatten an dem allgemeinen Erlaunen, setzte er hinzu: „Ich erbeide das Glas zum dritten male, und zwar auf das Wohl der neuesten Oper Verdi's, auf seinen Fall!“ — „Was? Eine neue Oper?“ hieß es von allen Seiten, während Ricordi thum und tarr vor Staunen sich im Geiste zurücklehnte. Endlich brach er hervor: „Verdi hat eine neue Oper geschrieben und ich wußte nicht davon!“ Dem großen Maestro aber fielen vor lauter Lachen die Thränen über die von Glück gerötheten Wangen. „Und ist die Oper wirklich vollendet?“ fragte Signora Ricordi die Signora Giuseppina Verdi zu fragen und diese mußte frohbewegt mit dem Kopfe. Und nun das Geheimniß enthüllt war, erzählte Verdi selbst das Wort und gab seinen Gästen alle erforderlichen Details über das eben vollendete Werk zum besten. Er erzählte, daß Witte's Aliberto geradezu köstlich sei und von solch unwürdiger Komik, daß er, Verdi, unzulängliche Male im Komponiren innehalten mußte, um seiner Lust nicht reinen Laut zu lassen. „Dabei fiel mir stets ein,“ sagte Verdi, „daß ich vor einigen Jahren noch meinem Freunde Philipp schrieb: „Ich werde nicht eher eine komische Oper schreiben, als bis ich ein Requiem gefunden haben werde, das mich von vornherein lachen macht.“ — „Eine komische Oper von Verdi!“ rief der alte Herr noch voll Heiterkeit zum Schluß aus, „ist das nicht an und für sich komisch?“

* **Revolutions Lupoano.** Ein in der Melchiorstraße in Berlin wohnender Kumpfenmeister tritt eines Tages aus dem Hause und bemerkt in demselben Augenblicke, wie ein Umstehender seinen Zedel, weil ohne Mauthort, weglängt und mit ihm abgeht. Der Meister geht, kurz entschlossen, dem Manne nach und löst seinen Zedel mit 3 Mauthortstrichen, um seiner ihm entgegen tretenden Bedienung gegen Zustimmung ein. Der betreffende Beamte überreicht seinem Meister seinen Zedel, und läßt ängstlich über die gezahlte Strafe, halb zurechen, so schnell wieder in den Besitz seines kumpfenmeisterlichen Mietlings gelangt zu sein, zieht der biedere Meister mit dem Zedel unter Arm seiner Wohnung zu. Dort angekommen, tritt er in den Boden hinein, um seiner ihm entgegen tretenden Bedienung seinen Zedel zu lassen, aber die erste traurige Geschichte mitzutheilen, als ihm zu seinem nicht geringen Erlaunen mit freudigen Willen sein — richtiger Zedel entgegenbringt, wodurch er erst gewahrt wird, daß er einem ganz fremden,

dem seinigen allerding's zum Verwechseln ähnlichen Hunde die Freiheit erlaubt hatte. ... Tabacien!

* **Ruffisches.** Der Vorwurf der Verwahrlosung ist oft genug gegen das russische Verwaltungsleben erhoben worden; die wahrhaft glänzende Repräsentation der Medaille best die „Klein. Stg.“ mit folgenden Worten: „Romana“ auf die einen hohen Ehrenbeamten mit dem ihm bestmöglichen Titelkranz. Der oberste Leiter oder der größten russischen Bahnen hatte für die seiner Verwaltung unterliegende, viele Hunderte von Werst betragende Wohnkreise eine Veräußerung erwirkt. Nachdem diese schon in einer sehr großen Anzahl von Exemplaren verhandelt war, bemerkte er zu seinem unglücklichen Entschien, daß an einer Stelle sich ein Komma befand, zwar kein Unkenntlichkeits, auch keines, das einen Decimalbruch veranlaßte oder schneidete, aber doch ein solches, das nach den Regeln der russischen Grammatik, Stillheit, Logik und Weisheit gar nicht dahin gehörte. Mit einem Worte, das Komma hatte einen Platz nicht eingenommen, der ihm von Rechts wegen nicht gebührt. Das konnte der gewissenhafte Herr nicht über's Herz bringen! Der große Bureaurothe setzte sich also an den Schreibisch und verfaßte eine zweite Verfügung, die durch die Druckpresse vervielfältigt und in einer ebenso großen Anzahl von Exemplaren wie sein misgeleiteter Vorgänger verhandelt wurde. Hier die buchstäbliche Uebersetzung dieser bemerkenswerthen Urkunde, die er verdient, vor Bergangenheit, welche ihr wie in mancher anderen Denkmaligkeit droht, bewahrt zu werden. „Besondere Verordnung des Kaisers der Moskva ... Ehrenbahnlinie. Als Ergänzung und Dementi zu meinem erlassenen Befehl Nr. 2.“ — Nr. 3. Ueber die in mein am 11. October verändertes Rundschreiben, als Ergänzung zu meinem ersten Circular, eingehenden Nachrichten: „Ich erlaube Sie hiermit, bei Empfang dieses mein zweites ergänzendes Circular Nr. 2 als unglücklich zu betrachten und das Komma zu vernichten, das sich an der unten näher bezeichneten Stelle befindet.“ — Und das alles um ein Komma! Was wäre gechehen, wenn der Herr Eisenbahndirektor in seinem Entschien sich nicht ein Komma oder gar ein Auslassungspunkt gesetzt hätte? Er würde sicherlich einen Entzug abgesehen haben, um das anmohende Komma zu vernichten oder das heimtückische Auslassungspunkt zur Verantwortung zu ziehen.

* **Ein schauer Wohnungvermietter** wohnt in einem Hause auf der Schönbrunnstraße in Wien. Er vermietet ein nett möblirtes Zimmerchen um einen staunenswerth billigen Mietzins, äußert sich aber, kaum im Besitze der ersten Monatsmiete, folgendermaßen: „Mein früherer Zimmervermietter wohnte bei mir mehrere Jahre und würde mich nicht verlassen haben, wenn er nicht vor ein paar Tagen in dem Hofe an den Wittern gestorben wäre.“ Die Mieter besien sich nach dieser Erzählung, sofort unter Zurücklassung des Mietgeldes die Flucht zu ergreifen. Die Geschichte von dem Todesfall ist nicht wahr, hat aber dem spekulativen Erzähler innerhalb dreier Wochen zu vierzig Monatsmieten verholfen.

* **Schlechter Trost.** Während draußen ein Schneesturm wüthete, unterhielten sich die Fahrgäste eines Eisenbahnhagens zweiter Klasse über die schlimme Lage des Lokomotivführers, welcher auf seinem Posten ansitzen mußte, gleichviel ob Sonne und Staub seine Augen blendeten, Hagel und Kälte sein Blut erstarren machten. Als das Thema erschöpft war, erhob sich ein Gentle aus der Ecke, wo er bisher, in seinen Belz gehüllt, schweigend gesessen hatte und sagte: „Gentelmen Sie steigen, meine Herren, daß ich auf einen Umstand aufmerksam mache, denn Sie in der Höhe des Gefechts ganz überlassen haben. Ich bin Sie fernst kein Unmensch und habe Sie oft zu Ihnen hablich mit den Lokomotivführer wie Sie alle, das aber müssen Sie mir doch zugeden, daß seine Lokomotive während der ganzen Fahrt — gut geheizt ist, was man von unserm Wagen nur gerade nicht sagen kann.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Wie wir hören, soll die bisher bei Fleminging in Hologu erschienene literarische Wochenschrift „Deutschland“ mit dem „Magazin für Literatur“ verschmolzen werden. Das unter dem letztgenannten Namen im Verlage von F. u. B. Neumann in Berlin weiter erscheinende Blatt wird gemeinschaftlich von Fritz Mauthner und Otto Neumann-Jodet redigirt werden und eine bedeutende Vergrößerung erfahren.

* **Populäre Simmelskünde.** Die jüngsten Resultate der astronomischen Forschungen in ihrer Beziehung zur Vergangenheit und Zukunft des Weltgebirges. Von Dr. Wilhelm Meyer. 2. Aufl. von „Selbstbiographisches vom Himmel.“ Leipzig, Fredor Weidobth.

Hier die Redaktion verantwortlich: F. S. Albert Verlag in Halle.

Druck und Verlag von Otto Seidel in Halle a. d. S.

kleines Erbteil geblieben, das er in seinem Rechtschicktsgefühl seiner Schwester ungeliebt überließ. Somit gab ihm Anton Seidel völlig Recht, — über die Art und Weise, wie der junge Mann sein Leben gestalten sollte, gingen aber ihre Ansichten auseinander. Seidel wollte, er solle sich als Arzt niederlassen, Anton behauptete, er habe nicht das Vermögen, abzumazern, bis sich für ihn eine auskömmliche Praxis fände, er müsse einen Wirkungskreis aufsuchen, der ihm sofort Brot und die Gelegenheit biete, seine Erfahrungen und ein kleines Vermögen zu sammeln.

Einmal folgten ihnen die holländische Marine, welche damals gerade deutsche Kräfte zu gewinnen suchte, vorzubieten. Er trat in Unterhandlung mit der holländischen Regierung und ward unter sehr vortheilhaften Bedingungen angenommen. Anton Seidel, der ihm die Mittel angeboten hatte, sah diesen Entschluß als ein Zeichen eines unbedingten Hanges nach Abenteuer, als ein Streben nach schrankenloser Ungebundenheit an. Sein Abschied von dem jungen Doktor war sehr kühl, desto wärmer sagte dieser der fünfzehnjährigen Martha Verwohl. Sie versprachen einander Liebe und Treue und zweifelnd nicht, daß der gute Onkel, wenn Kurt nach Vahr und Tag heimkehrte, seine Zustimmung gegen ihn überwinden haben und mit Freuden seine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben werde. Diese Voraussetzung würde auch zugefallen sein, wäre die Stille, welche ein hervorleuchtender Charakterzug Anton Seidels war, durch die Rolle, die er als Gutsherr und Rentier in Vohlsdorf und Dresden spielte, nicht sehr stark gehindert und durch die ganz zufällig gemachte Bekanntschaft mit dem Baron Seidenberg nicht bis aufs äußerste gehindert worden. Er träumte von seiner Verwandtschaft mit dem hohen Adel, von einem Titel und einem Orden für sich, und sah sein Aufschloß durch die pöbliche Antheit des Doktors ernsthaft bedroht. Gefesselt hielt er sich auf den alten Vahr gegen ihn, verlor seinem Neffen, den Jugendfreund ins Haus zu bringen, war taub gegen Marthas Bitten, wollte die Vorstellungen und Anrathungen des jungen Mannes gar nicht erst annehmen, bis Kurt endlich mit Gewalt zu ihm drang. Mit jener Antheit standhaft, den alle Zeugen übereinstimmend als furchtbar heilig schätzten, und doch bemüht sich jeder sichtbar, die Verachtung derselben abzuwenden.

Der Gerichtsrath empfing den Einbruch, daß alle Zeugen von der Schuld des Angeklagten überzeugt seien, bis auf Martha, die sich freilich mit Gewalt gegen die Wahrheit aufzulehnen suchte, während Mar Seidel und seine Cousine Eugenie, wie die Meisten des Hauses darauf bedacht waren, ihn so viel wie möglich zu entlasten. Auch Baron Seidenberg legte dieses Bestreben an den Tag, was den Richter umso mehr zu seinem Gunsten einwirkte, als Verwohl seiner in der feindseligen Weise gedachte. Baron Seidenberg war der letzte der abgüterten Zeugen gewesen. Er war soeben im Begriffe sich zu entfernen, als der Gerichtsbienner eintrat und meldete, es sei noch ein Mann draußen, der behaupte, eine wichtige Aussage zu machen zu haben.

„Wie heißt er?“ fragte der Gerichtsrath.
„Er nennt sich Peter Gronad und —“
„Wem er?“ rief der Baron heftig lebend.
„Der tolle Diener hat es also doch nicht lassen können, — fügte er halb laut und es unwilbig hinzu, der Gerichtsrath hatte es doch gehört und tief ihn von der Thür zurück:
„Warte, Herr Baron, noch ein Wort; wissen Sie von der Aussage, die Ihr Diener zu machen hat?“
„Ja,“ antwortete der Baron mit einiger Verlegenheit, „er sagte mir davon und —“
„Sie widerriefen ihm, sich als Zeuge zu melden? Das nimmt mich Wunder.“

„Was wollen Sie?“ erwiderte der Baron unmutig, „ich bin schon mehr als mir lieb ist in die fatalen Angelegenheiten verwickelt und sehe mich gezwungen, gegen einen Mann auszusagen, zu dem ich in den delikatessten Beziehungen liehe, da ist es mir sehr peinlich, das nun auch noch mein Diener gegen ihn auftreten will; aber der Mensch ist ein Fanatiker der Wahrheit, ich möchte ihn vorstellen was ich wollte, er ließ sich nicht abbringen, und dabei scheint mir die Sache von gar keinem Belang. Doch Sie werden ja sehen.“ Der Baron griff artig und verlieh rasch das Zimmer.

Wenige Minuten später wurde Peter Gronad eingeführt. Er trug eine sehr geschmackvolle Krone, braun mit Gold, war sein ganz junger Mensch mehr, schien aber von einem verführten Körperbau, zu welchem das sehr ruhige, gelehrte Wesen und die bescheidene Miene und Haltung nicht recht passen wollten. Er entschuldigte sich mit großer Zungen- geläufigkeit, daß er sich erlaubt habe, sich bei dem Rath melden zu lassen, er sei aber bis jetzt mit sich zu Rathe gegangen und endlich mit sich einig geworden, er dürfe nicht schweigen. „Wen Herr Baron hat es mit zwar befohlen,“ fügte er hinzu, „aber mein Gewissen treibt mich und ich denke, man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte der Gerichtsrath, den Diener Kurt fixierend.
„Herr Gerichtsrath, ich war gestern abend in Vohlsdorf.“
„Was thaten Sie da?“ unterbrach ihn der Gerichtsrath, „Ihr Herr war ja im Theater.“
„Geben deshalb, ich hatte den Abend frei und ging hinaus, um mich nach einer Wohnung für den Herrn Baron in der Nähe der Seidel'schen Wohnung umzuheben, weil der Herr in den nächsten Tagen hinausziehen wollte. Ich hatte mir ein paar Wohnungen angesehen und wollte am Seidel'schen Parte vorüber nach der Saloppe hinuntergehen, da begegnete mir der Doktor Verwohl.“

„Namen Sie ihn?“ fragte der Gerichtsrath schnell.
„Ja, er war dabei, als er dem Herrn Baron einmal mit dem alten Herrn Seidel begegnete, außerdem trägt ja in ganz Dresden kein Mensch weiter eine solche Uniform wie er.“

„Er war also in Uniform?“ fragte der Gerichtsrath schnell.
„Ja, Herr Rath.“
„Und wohin ging er?“
„Nach dem Seidel'schen Parte zu.“
„Bemerkte er Sie?“
„Das glaube ich nicht, ich trug keine Krone.“
„Wann war das?“
„Vielleicht ein Viertel nach acht Uhr, ganz genau kann ich's nicht sagen, aber um die Zeit ist's gewesen, denn ich ging nach Dresden zurück, und war zur rechten Zeit da, um den Herrn Baron zu erwarten, wenn er aus dem Theater kam.“
„Sahen Sie auch, daß der Doktor in den Part ging?“ fragte der Gerichtsrath.
„Nein, Herr Rath,“ erwiderte Gronad treuherzig, „weiter habe ich nichts gesehen, verzeihen Sie, wenn ich, Sie mit Kappellen aufgehalten habe.“

„Im Gegentheil,“ ich danke Ihnen,“ versetzte der Gerichtsrath und entließ den Mann, ohne ihm merken zu lassen, von welcher Wichtigkeit ihm seine Aussage war. Er hatte jetzt das ganze Beweismaterial gegen den Angeklagten in der Hand und ließ ihn nun erst zum ersten ordentlichen Verhör vordringen, ließ überzeugt, er werde ihn durch Kreuz- und Querfragen bezweifeln in die Enge treiben, daß er ein völliges Geständnis ablegen müsse.

(Fortf. folgt.)

Contigit hoc.

7) Eine alte Geschichte aus dem Schwarzwalde von Benno Rattenauer. Die Gerichtsverhandlungen jener Zeit gingen einen trügen, endlos sich hinziehenden, verwickelten Aftengang mit peinlicher Gemüthsarbeit. Das Volk bekam nichts davon zu sehen und zu hören. Wozu auch? Es hätte ja dem gescherten Schwabengänger dieser Juristen- schreibeweisheit doch nicht folgen können und hätte sich längst entzündet, sich um Dinge zu kümmern, die nach der Allweisheit jener irdischen Fürsorge, Obrigkeit genannt, es nicht angingen. Da war es eine Wunder, wenn Katharina und Lenz sich ver- gesehen waren, ehe ihr Schicksal sich entschieden hatte. Der Winter

war vergangen, und auch das Frühjahr und der Sommer auch, ohne daß etwas über Lenz und Katharina verlautet wäre und beide waren vom Volke fast vergessen. Man verpaß auch die alte Schankin, der die Frauen so reich- liches Mittelstüch gezeichnet hatten. Man wunderte sich nur noch ein paar Wochen lang, daß die fromme Wirtin nicht mehr zur Kirche komme. Sie sei alterkräftig, hieß es dann. So erzählte es der Sohn, es war aber nicht ganz die Wahr- heit. Sie selber sagte, „ie brauche nicht mehr zur Kirche zu

gehen, der Teufel verleihe ihr alle Tage, daß sie auf ewig ver- wesen ist, weil sie durch die erzwungene Gerath ihr liebtes und behestes Kind ins zeitliche und ewige Verderben gestürzt habe.“ Ein erhabener mehr als die Welt mußte an die eingekerkerte Katharina, einer zu seinen Sonderbarkeiten es auch gehörte, daß er nicht so bald verzeihen konnte als andre Leute. Der wüste mehr um den Prozess als die ährlichen alle, Wachs Leben aus- genommen, die sich nach der Theilung seines Vermögens scherten. Einmal in einer Nacht hörte Katharina, die in trauertem Hin- kucken in ihrer Zelle lag, ein Geräusch hinter sich. Es kam von der Schloßthür ihrer Zelle her, an die man mit einer Leiter leicht kommen konnte.

„Wenn ich dich holen soll, Kästler,“ küßte sie jetzt eine bekannte Stimme, „so halte dich morgen bereit.“ Das war der Hensler gewesen, und die folgende Nacht war er wirklich in ihrer Zelle erschienen. Katharina war weniger betäubt erpant gewesen, wie er das Wachslicht fertig gebracht hätte, als darüber, wie der stille, heimliche Verbreter aus der schönen Zeit ihrer Jugend und Unschuld, der sich um des Lenz willen immer verdammt geirren hatte, das um sie thun mochte. Sie folgte ihm nicht.

Mit dem Prozess stand es nicht gut. Lenz's Diene hätte sein vertriebenes Verhältnis zu Katharina eingeleitet, weil er nicht einen andern Ort noch eine andere Person angeben konnte, die dem entbrochen hätte; was er dem Rath aber ein auskühnliches Verhältnis angedeutet, hatte von vornherein die Meinung der Richter gegen ihn. Er sollte sich vor allem über sein Verbleiben in der Gerichtsrath ausweisen; denn Katharina war trotz aller Angst um Lenz vor einem solchen Eid zurückgeblieben und hätte die Zeit von Dietrich's Mitternacht in der verhängnisvollen Nacht nach der Verhaftung angeben. Lenz sagte aus, er sei oft wegen seines höchst unheimlichen Verhältnisses von Bewusstseinsge- walt worden, in der belagerten Nacht aber mehr als je, es sei ihm des- halb unmöglich gewesen, Katharina anzusehen, in furchtbarem Seelenkampfe sei er drei Stunden lang in Wind und Wetter herumgelaufen.

Der Richter suchte diese Erklärung wenig ein, und Katharina, bestürzt, ob sie bei Dietrich manchen die ihre und Gewissens- wunde nachkommen konnte, konnte die Frage nicht beenden. Da drang der Gerichtsrath, nochmals dem Dietrich's Schuld überzeugt ihn zu dürfen glauben, nachdrücklich ein Geständnis ab und das Lenz ein solches hartnäckig verweigerte, griff man zum Folter, welche in diesen, damals vöhrerlichen Zeiten erst vor wenigen Jahren später außer Wirkung trat. Dietrich hatte Mühe, er ertrag unmen- schliche Qualen, plötzlich aber änderte sich sein Sinn, und er gelang- liche Qualen, plötzlich aber änderte sich sein Sinn, und er gelang- liche Qualen, plötzlich aber änderte sich sein Sinn, und er gelang-

Er erzählte jetzt ausführlich und mit schmerzlicher Gräßlichkeit und Aufrichtigkeit. In einer moralisch höher stehenden, großmüthigeren oder auch nur empfindungsfähigeren Zeit hätte er auf seine Richter Eindruck machen müssen. Er brach von dem Schmerz und der Wuth in seiner Seele, die fromme, sanfte Katharina von dem rohen Muth jeder Tag mißhandelt, mit Hissen geritten zu sehen, wie Mittelstüch auch ihm die furchtbaren Geburten eingegeben und wie Selbstmord denjenigen genährt, wie er doregen kämpfte, wie er sich entziele vor dem verurtheilenden Gespenst und ihm doch wieder ins Gesicht sah. — Einmal wollte er fort in die Welt, er konnte nicht, er konnte Katharina nicht im Gedächtnis zurücklassen.

In der furchtbarsten Kämmerlein stand es ihn flüster als als er, seine hohen Gedanken liegen für nicht heimkehren zu Katharina; wie ein Verfluchter irrte er durch die Nacht. Da lei- er sich mit seinen Mordgedanken von Minute zu Minute entgeg- licher vorgekommen, und um denselben zu entgehen, habe er sich entschlossen, im Verbot nach aufzuwachen und demselben frei unter die Augen zu treten, weil er wachte, daß er dann den Muth nicht habe an Worten zu denken. Er wollte zu Menschen, sie konnten ihn retten vor der Folter. Vor dem Richter kam ihm Rath entgegen. Lenz wollte ihn in die Schänke zurückziehen, es gelang ihm nicht, Muth war zornig und eigenfinnig.

Bunte Zeitung.

* Graf zu Schwarzenberg. Der Reichsans, veröffentlicht den amtlichen Bericht der Rede, welche der Kaiser bei der Mittagsmahl im Weißen Saale zur Gruneration an den hohen Kurfürsten gehalten hat. Wir haben zu dem von uns mit- getheilten Texte zwei Nachträge zu machen. Der Herrscher sagte zu seinem Anberrn:

„Er trieb Politik im großen Stile, weitausschauend, wie man sie jetzt treibt, und das, was er damals grundlegend für uns gethan hat, das ist die Basis gewesen, auf der unser Reich auf- erstanden ist.“
Ferner hat der Kaiser, der von dem leitenen Minister Georg Wilhelm's, handelt folgenden Vorwort:
„Der große Staatsmann, der Seinem (des Großen Kurfürsten) Vater gedient hatte, er hatte für sich gearbeitet, und dem jungen Herrn lag es ob, allein einen neuen Weg für sich ein- zufinden.“
Der große Staatsmann, von dem der Kaiser spricht, ist Adam Graf zu Schwarzenberg, der in der St. Michaelskirche zu Spandau beerdigt ist. Seine Grabinschrift lautet wie folgt:

Sie gelangen stumm zu dem verhängnisvollen Steg, und schon war er fast überfritten, da stülzte Lenz sich plötzlich kraampft umfiel.

„Du bist stärker wie du,“ rief Rich in seiner Beweise, „wenn ich dich da hineinwerfe, hat der Verbotswort heute nach zum letzten mal geschickt und ich könnte es einmal fast kriegen.“ Aber ein plötzlicher kräftiger Wurf von Lenz und Rich schwanke über das schmale Brett.

Eine Sekunde später wurde Lenz entlieft über das Gefäßene zur Rettung nachspringen; doch er redete sich ein, daß eine solche in der Furchtlosigkeit unmöglich ist.

Die Gesandten waren bereit, daß sie ein Richterkollegium in Verlegenheit bereiten konnten.

Indes ergrünte Katharina in ihren Verwürden auch die Gefährde mit dem Leben, den ihr Dietrich aus Freuberg gebracht, und ebenso die Worte, die er dabei gesprochen. Sie hatte nichts Aerges dabei gedacht und ohne Arg berichte sie es auch. Die Richter dachten vielleicht anders.

Es war Anfangs August, mitten in der Geste man dachte niemals weniger in die letzten Unstlichkeiten als gerade jetzt. Auf einmal hieß es, sie bauen ein Schloß in Staufen. Also mußte das Blutrecht gebracht sein, aber niemand erfuhr, ob es nur einen oder ob es beide Theile betraf.

Der 7. August war der Tag der Hinrichtung. Als die verurtheilten Menschenmenge nur den Dietrich hinaus- führen ließen, ein eisigenes Aufstöhnen durch die Menge. Es war furchtlich, daß nur nach Katharina sich der allgemeinen Theilnahme erzeute, von Dietrich's Schuld war jetzt alles über- zeugt. Das selte, unerschrockene Wesen, welches er bis zum letzten Augenblick bewahrte, nahm das Volk, das in einen solchen pompösen, feierlichen Moment gerne auch eine pompöse Zer- fehrung sieht, wiewohl gegen ihn ein. Die Richter des Landes wendeten sich mit Entrüstung hinweg, sein Gesicht war ent- gelassen und umhüllt geworden, seine Augen hatten den trüben Glanz verloren, der ehmalige Held ihrer Sagen und Legenden endete ohne ihr Mitleid.

Da erlitten Katharina auf dem Schafott. Sie war heimlich hinausgebracht worden, denn man hatte eine Aufregung der Menge befürchtet, es war verlautet, daß sie im Kerker geboren habe.

Bei dem unerwarteten Anblick war's ihren Augenblick lang, als ob sein Aufstöhnen mehr gegen die ganze unglückliche Menge und als nun der Senke sich der hohen, schönen Gestalt des zweizehnjährigen Weibes näherte, um ihr die Hände umzuliegen, begann allgemeines lautes Schreien.

Der begleitende Bräuer, ein Kammervater, fragte Katharina, ob sie ihm noch etwas zu sagen habe.

„Ja,“ antwortete sie, „lagt den Leuten do unten, daß sie mich hören, um mich zu weinen, der heutige Tag ist schöner für mich als mein Hochzeittag.“

Der Bräuer, der ihr nun den Hals entlöste, erlebte und seine Hand starrte, man sah ihm an, daß er alle seine Kräfte zu- sammen nehmen mußte, aber dieselbe reißte trotzdem nicht aus, er schlug fehl — ein erschütternder Aufschrei ging durch die Menge.

Zwei Augen nur waren trocken geblieben. Starr, weit auf- geschrien, wie Heilmittellos gauden sie aus ihrer Höhlen, die Augen einer irdischen alten Mutter.

Das ist die Geschichte, wie der Berichterstatter sie im Fehleuten- latein des vorigen Jahrhunderts auf den würmtüchtigen Holz- dedel seines Barockes getipelt hat, daß sie als Beweis von Gottes Gnade und Varmherzigkeit der Nachwelt überliefert werde. . . Contigit hoc, quod ad commendationem divinae misericordiae memorata dignissima posteritati merito transmittenda sit.

C n d e.

Anno 1641 den 4. Monat ist weiland der hochwürdig, hoch- wohlgeborene Herr, Herr Adam Graf zu Schwarzenberg, des ritterlichen St. Johannisordens in der Mark, Sachsen, Böhmen und Wenden Meister, Herr zu Hohenlandsberg und Gumburg, der Kurfürstlichen Brandenburgischen Rathhalter in der Cur-Wart, Geheimrer Rath und Oberkammerrath auf der Stellung Spandau, in Gott seelig entschlafen und hier in dieser Kirche beigesetzt. R. J. P.

Schwarzenberg, 1587 geboren, bis 1607 Rath des Herzogs von Jülich, wurde von Georg Wilhelm nach Berlin berufen und wurde hier bald eine so immenschante Gewalt, daß neben diegen Kaiserlicherer Kurfürstlicher Rathhalter wurde. Sein Einfluß war ein unbeschreiblich. Mittler ein christentumlicher Fürst, war er der Todtlichst Günstig Adolfs, der von ihm sagte: „Dreier Muth bringt alles Glück über einen Herrn.“ Die Brandenburgischen sollen den Grafen senefreuen oder ihm den Hals einzuge schlagen. Während er die Bürger mit den wüth- lichen Schreien heulte, schloß er sich mit ihm. Während er durch die Straßen verlief, tollte er umringt von Hunderten von Weibern und tommender Kinder, beschrieerte er sich selbst in schamloser Weise. Er trieb Wucherergeschäfte mit den Kurfürsten,

